

Antje  
Babendererde

Lakota  
Moon

Arena



ringsherum, die alle irgendwie gleich aussahen. Die meisten Asphaltstraßen wurden nach dem letzten Haus zu Feldwegen.

Menschen waren kaum zu sehen. Nur an der Tankstelle und der Imbissbude sah ich ein paar Leute. Sie standen herum, mit Getränkedosen in der Hand, und erzählten. Eilig hat es hier niemand, dachte ich. Hektik kannten die Lakota nicht. Dafür schienen sie sich nur schwer von Dingen trennen zu können, die aus Altersgründen ausgedient hatten. Keine Ahnung, warum, aber statt die alten Möbel, den kaputten Kühlschrank oder das ausgeschlachtete Auto dorthin zu bringen, wo man sich um die fachgerechte Entsorgung kümmern würde, wurde alles neben oder hinter dem Haus gelagert. Fast jeder hatte also seinen privaten Müllplatz gleich nebenan. »Indianische Gartenkunst«, nannte Rodney das. Ich fand, es sah nicht unbedingt hübsch aus, und fragte mich, warum die Indianer ihren Mist nicht einfach wegräumten. Die Trostlosigkeit, die mich umgab, schlug mir mächtig auf den Magen und ich musste mich ganz schön zusammenreißen, um es mir nicht anmerken zu lassen. Es war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte, nicht annähernd.

Alles, was ich denken konnte, war: Du bist jetzt weit weg von zu Hause, Olli. Zu weit weg.

Ich hätte maulen können, Unmut und Unverständnis durch Grunzlaute oder Kopfschütteln kundtun können, aber das war nicht meine Art. Irgendwie hatte mir der Anblick der vernachlässigten Fertigteilhäuser mit dem Gerümpel drum herum die Sprache verschlagen. Alles da draußen wirkte fremd, ja beinahe feindselig auf mich. Das war kein Spaß, kein Abenteuer – wie meine Mutter es bezeichnet hatte. Das war mein zukünftiges Leben. Hier würde ich ab September zur Schule gehen und meine Klassenkameraden lebten in diesen klapprigen Häusern, Trailern oder Wohnwagen.

Eine Welle von Selbstmitleid überschwemmte mich. Wie sollte ich hier leben? Die Indianer kannten es vielleicht nicht anders, aber ich schon. Herausgerissen aus der zivilisierten Welt, war ich mitten in einem Alptraum gelandet. Und ich hatte nicht mal versucht es zu verhindern.

In diesem Augenblick wurde mir auch klar, dass ich mir umsonst Sorgen um Taschengeld gemacht hatte. Ich würde keines brauchen. Denn hier gab es nichts, wofür ich es ausgeben konnte. In gewissem Sinne vereinfachte das die Sache gewaltig.

Während ich grollend meinen trüben Gedanken nachhing, hielt Rodney vor einem großen roten Gebäude mit einer eigenwilligen Architektur, deren Sinn sich mir nicht gleich erschloss. Auf einem großen Schild las ich, dass es die Little Wound High-School war, meine zukünftige Schule. Mister Superindianer, der sich hier mit allem wunderbar auskannte, stellte den Motor ab, um mir einen Vortrag zu halten. Vermutlich konnte er Gedanken lesen, denn zuerst löste er das Rätsel um die seltsame Bauweise des Gebäudes.

Das Mittelstück in dem komplett rot gefliesten Bau hatte ein abgeschrägtes Dach und runde Fenster. Es sollten Bullenaugen sein. »Das Hauptgebäude wurde von einem indianischen Architekten entworfen und stellt einen stilisierten Büffelkopf dar«, erklärte Rodney mir und Mom.

»Deshalb heißt sie auch *Büffelkopfschule*. Little Wound ist eine der besten Schulen, die wir hier haben«, wandte er sich nun direkt an mich. »Sie wird vom Stamm kontrolliert und hat einen demokratisch gewählten Vorstand. Es ist die größte Schule dieser Art in den

gesamten USA, darauf sind wir sehr stolz.« Er lachte sein raues Lachen.

Verdammt, was ging mich das alles an: demokratisch gewählter Vorstand, vom Stamm verwaltet – was machte das für einen Unterschied? Ich musste auf diese komische Büffelkopfschule gehen und mich unter lauter Indianern behaupten, die bestimmt nicht glücklich darüber waren, einen wie mich in ihrer Mitte zu wissen. Sicher hatte Rodney es gut gemeint, als er mich auf dieser Schule anmeldete, aber mit einer öffentlichen Schule wäre ich vielleicht besser dran gewesen. Ich hoffte nur nicht der einzige Weiße zu sein, der ab September in diesem blutroten Bau seine helle Haut zu Markte tragen musste.

Rodney startete den Motor und sagte: »Inzwischen sieht das Gebäude ein bisschen baufällig aus, weil die Schule kein Geld für eine dringend notwendige Renovierung hat. Aber dafür gibt es einen modernen Computerraum und eine neue Turnhalle. Du wirst schon zurechtkommen, Oliver, glaub mir.«

»Was heißt *ramshackle*?«, fragte meine Mutter.

»Ich bin kein wandelndes Wörterbuch«, brummte ich.

»Olli, bitte!«

»Baufällig«, sagte ich. »*Ramshackle* heißt baufällig.« Ich sah weg, raus aus dem Fenster und der Kloß in meinem Hals wurde immer größer. Was ich sah, blieb hinter einer dicken Glasscheibe, als berührte es mich nicht. Das war nicht meine Welt und ich gehörte nicht hierher. Am liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst. *Simsalabim* und weg.

Während der restlichen Fahrt sank meine Stimmung immer mehr, denn welche Ortschaft wir auch passierten, sie glichen sich alle und keine machte mir in irgendeiner Weise Mut. Besonders beunruhigend fand ich die ohnehin schon spärlich gesäten Verkehrs- und Hinweisschilder im Reservat, die allesamt von Kugeln Schießwütiger durchsiebt waren.

Rannte denn hier jeder mit einer Knarre herum? Und gab es kein Gesetz, das Herumballern in der Gegend verbot? Vielleicht war der Ausdruck »Wilder Westen« doch kein Klischee. Vielleicht stimmte auch alles andere, was ich über Indianer gehört hatte . . . Mein Magen zog sich nervös zusammen.

Es schien so, als wolle Rodney uns nichts ersparen. Wir sahen Ansammlungen von traurigen Indianerhütten und Farmen mit Häusern, die gut in Schuss waren, aber weißen Familien gehörten. Es gab Mais- und Kornfelder im Reservat, aber meistens war da dieses bis zum Horizont reichende Meer aus vertrockneten Grashalmen. Baumlose Straßen ohne Namen. Ausgeschlachtete Autowracks am Straßenrand – wie große Tierkadaver.

Schließlich tauchten die weißen Berge aus dem Grasland, auf denen schwarze Pinien wuchsen, aufgereiht wie Perlen auf einer Schnur. Rodney erzählte uns, dass der Ort Pine Ridge, nach dem später auch das Reservat benannt worden war, seinen Namen von diesen Pinien auf dem Kamm hatte. Er erzählte noch mehr, aber ich wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Ich wollte nur noch allein sein, allein mit meinem Kummer. Von all dem da draußen, ließ ich nichts mehr in mein Inneres dringen. Ich machte einfach dicht.

Nach unserer Rückkehr führte Rodney Mom und mich durchs Haus und erklärte alles Notwendige, was wir wissen mussten. Im Obergeschoss gab es eine winzige Abstellkammer, zwei Zimmer – meins und das unfertige – und das kleine Bad. Unten war die Küche, ein größeres Bad, ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer und das große Wohnzimmer. Im Wohnzimmer war zumindest der Fußboden schon drin, er bestand aus

einfachen versiegelten Holzdielen. Aber die einzige Einrichtung waren ein hässliches blaues Sofa mit Kunstlederbezug und ein Fernseher. Die große Satellitenschüssel hinter dem Haus ermöglichte den Empfang von mindestens 20 Sendern, das hatte ich schon ausprobiert.

Als Rodney uns in sein Arbeitszimmer führte, staunte ich nicht schlecht. Eine massive Arbeitsplatte aus Holz ging von einer Wand zur anderen. Darauf ein nagelneuer Laptop, den, wie sich später herausstellte, meine Mutter ihm finanziert hatte. Aber was mich besonders verblüffte, war, was Rodney noch machte. Er war ein richtiger Künstler. An der Wand hing, in einen Rahmen aus geschälten Zweigen gespannt, eine fast weiß gegerbte Hirschhaut. Sie war mit indianischen Reitern und bunten Tipis bemalt. Ganz unten, in der rechten Ecke, entdeckte ich Rodneys Namen. Auf der Arbeitsplatte standen Farben, Töpfe mit Pinseln, Stiften und verschiedenen großen Scheren. Sogar eine angefangene Perlenarbeit lag da und ich fragte mich, ob er mit seinen großen, kräftigen Händen tatsächlich solche winzigen Perlen auffädeln konnte. Traumfänger in verschiedenen Größen, gefertigt aus den unterschiedlichsten Materialien, hingen im Fenster.

Mom lächelte stolz. Im Gegensatz zu mir war sie auch nicht zum ersten Mal in diesem Zimmer, da war ich mir sicher. Wahrscheinlich hatte sie erwartet, dass ich irgendetwas Bewunderndes sagen würde, aber den Gefallen tat ich ihr nicht. Irgendwann musste mal Schluss sein mit dem netten Olli und ich hielt den Zeitpunkt für gekommen.

»Wenn du mal an den Computer willst, eine E-Mail verschicken oder so«, wandte Rodney sich an mich. »Das ist okay.«

Wie großzügig, dachte ich und brummte bloß: »Hm.« Zu Hause hatte ich einen eigenen Computer besessen. Aber er war nicht mehr der jüngste gewesen und Mom der Meinung, es lohne sich nicht, ihn mitzunehmen, weil er den Transport sowieso nicht überstanden hätte. Und wie immer hatte ich nachgegeben.

Im Keller waren die Gasheizung untergebracht, die Waschmaschine und der Trockner. In einem größeren Raum lagerte allerlei Kram: gegerbtes Leder, Farben und Werkzeuge aller Art. Auch zwei Gewehre steckten in einer Halterung an der Wand. »Wahrscheinlich muss ich dir nicht sagen, dass du da besser nicht rangehst«, sagte Rodney. »Sonst bekomme ich höllischen Ärger.«

Da brauchte er sich ausnahmsweise keine Sorgen zu machen. Ich hasste Gewehre und würde niemals freiwillig eins anfassen.

Zuletzt zeigte Rodney uns den Vorratsraum. Darin war es auffallend kühl und an den Wänden standen Regale, in denen Lebensmittel aufbewahrt werden konnten. Eine große Tiefkühltruhe summte vor sich hin. Rodney öffnete sie und ich schreckte mit einem »Uh« zurück. Es lag ein halbes Tier darin, vermutlich ein Reh.

Rodney lachte über mein erschrockenes Gesicht. »Ein Gabelbock. Ist noch übrig von der letzten Jagd«, sagte er. »Den gibt es zur Hochzeit.«

In den kommenden Tagen war meine Mutter ausgiebig damit beschäftigt, das ganze Haus auf Vordermann zu bringen. Sie putzte Fenster, scheuerte die nach und nach vollständig verlegten Böden und entfernte Baudreck, wo er liegen geblieben war. Es war erstaunlich, in welcher kurzer Zeit sie deutsche Gründlichkeit in einen Indianerhaushalt brachte.

Rodney war helfend zur Stelle, wenn sie ihn um Hilfe bat (ich natürlich auch), aber von

Hausarbeit schien er nicht viel zu halten. Ich glaube, er flüchtete. Meist war er bei seinen Pferden oder werkete in der Scheune herum. An einem Tag begann er mit der Schindelverkleidung am Haus, aber die sengende Hitze ließ ihn irgendwann aufgeben.

Als die Bude blitzte, machte Mom sich daran, das Wohnzimmer und Schlafzimmer gemütlich einzurichten und Küche und Bad etwas von ihrer Nüchternheit zu nehmen. Wir hatten unsere Möbel in Deutschland gelassen, weil ein Umzugscontainer zu teuer geworden wäre. Die übrigen Habseligkeiten waren in den Kartons, die wir mit unserem Gepäck aufgegeben hatten, und einige Kisten würden nach und nach mit der Post eintreffen.

Aber auch Rodney besaß kaum Möbel. Bevor er in das Haus gezogen war, hatte er in einem Wohnwagen gelebt und war mit einem Bett, einem Tisch und einem Schrank ausgekommen. Also mussten Möbel angeschafft werden.

Zu diesem Zweck machten wir uns mit dem Van auf den Weg nach Rapid City, jener größeren Stadt am Rande der Blackhills, auf deren Flughafen wir gelandet waren. Rodney fuhr dieselbe Strecke. Im Reservat gab es nur wenige ausgebaute Straßen und diese war der kürzeste Weg in die Stadt, die allerdings nicht mehr zum Reservat gehörte.

Eine ganze Weile blieb die Landschaft flach und trostlos wie gehabt und ich döste vor mich hin. Bis meine Mutter erstaunt ausrief: »Das ist ja irre, Olli, hast du so was schon mal gesehen?«

Ich setzte mich auf und schluckte überrascht. Nun war ich tatsächlich im falschen Film. Wäre da nicht die Straße gewesen, ich hätte glatt angenommen auf dem Mond spazieren zu fahren. Links und rechts der Straße erstreckte sich eine baumlose Felsenlandschaft mit bizarren Formationen. Zackige Gebirgsgrate wie Zinnen, steile Abhänge mit verschiedenfarbigen Gesteinsschichten und zerklüftete Schluchten. Wohin ich auch blickte, erstreckten sich die tief eingeschnittenen Trockentäler bis zum Horizont.

Der Anblick traf mich völlig unvorbereitet und ich wusste nicht, ob ich diese karge Mondlandschaft schön oder beängstigend finden sollte. »Was, zum Teufel, ist denn das?«, fragte ich.

»Das sind die Badlands«, erklärte Rodney. »Wir Lakota nennen sie *Maco Sica*. Ein großer Teil der Badlands ist Nationalpark. Eine Hälfte gehört zum Reservat, der Rest liegt außerhalb. Jahrmillionen stetiger Erosion haben diese Landschaft geformt. Hier gibt es auch eine Menge Fossilien. Man hat herausgefunden, dass die ältesten 35 Millionen Jahre alt sind.«

»Es sieht wunderschön aus«, sagte meine Mutter. »Wie ein Märchenland.«

»Im Herbst, wenn es tagsüber kühler ist, werde ich eine Tour mit euch machen«, versprach Rodney. »Aber jetzt ist es viel zu heiß in diesen Tälern, das ist gefährlich.«

Nach einer Weile öffnete sich eine weite grüne Ebene vor unseren Augen. Und dann sah ich sie: echte Bisons. Riesige schwarze Kolosse, die einfach so frei herumliefen. Büffelmütter mit ihren kleinen hellbraunen Kälbern. Es waren viele, bestimmt hundert, eine richtige Herde. Mom klatschte vor Begeisterung in die Hände.

»Diese Herde gehört dem Stamm«, sagte Rodney. »Aber es gibt auch noch kleinere Herden im Reservat, die einzelnen indianischen Büffelzüchtern gehören.«

»Sind die Viecher gefährlich?«, fragte ich.

»Eigentlich nicht«, erwiderte Rodney. »Aber wenn die Kühe Kälber haben, sollte man

ihnen aus dem Weg gehen. Und mit den alten Büffelbulln ist auch nicht zu spaßen. Also, versuch lieber nicht einen von ihnen zu streicheln.«

Irgendwann wies ein Schild darauf hin, dass wir das Reservat verlassen hatten, und einige Zeit später kamen wir durch Scenic, eine alte, halb verlassene Westernstadt. Es gab nur ein paar Bretterbuden links und rechts der Straße. Was schließlich meine Neugier weckte, war ein Bau mit dieser typischen Bretterwand über dem Eingang, wie ich sie aus alten Western kannte. Unzählige Rinderschädel waren darauf angebracht. »Longhorn Saloon«, prangte in großen schwarzen Buchstaben auf den ehemals weiß gestrichenen Brettern.

Ein alter Indianer mit strähnigem, langem Haar stand wankend an einen der Stützbalken vor dem Saloon gelehnt. Offensichtlich war er schwer betrunken und konnte sich kaum noch aufrecht halten.

Dann waren wir auch schon raus aus dem Ort.

Rodney brummelte wütend. »Im Reservat ist der Besitz und das Trinken von Alkohol verboten, aber hier, in solchen Grenzstädten wie Scenic, bekommen die Leute ihren Alkohol. Schon am Vormittag sind sie sturzbesoffen. Es ist zum Heulen.«

»Verbote nützen erfahrungsgemäß nicht viel«, sagte Mom. »Das habe ich bei Ollis Erziehung gelernt.«

Ich warf ihr einen misstrauischen Blick zu. Was sollte das nun wieder?

»Vielleicht hast du Recht«, erwiderte Rodney. »Das Verbot ändert nichts. Es sorgt nur dafür, dass die *Bootleggers*, die illegalen Alkoholhändler, immer was verdienen, die Stammespolizei beschäftigt ist und die Gefängnisse im Reservat ständig überfüllt sind.«

»Man kommt ins Gefängnis, bloß weil man Alkohol getrunken hat?«, fragte ich erstaunt.

»Ja. Es wird nicht mal ein Test gemacht. Erwischen sie dich mit einer Alkoholfahne, bekommst du eine Anzeige oder du gehst für acht Stunden in den Knast.«

»Und Amerika soll ein freies Land sein«, sagte ich missbilligend.

»Das Res ist nicht Amerika, Oliver. Wie der Name schon sagt, das Res ist der Rest von Amerika.«

»Warum gehst du dann nicht weg? Es hält dich doch niemand fest im Reservat.«

»Da hast du wohl Recht. Aber so einfach, wie du es sagst, ist es für jemanden wie mich nicht. Ich bin im Reservat geboren, nicht weit entfernt von jener Stelle, wo jetzt unser Haus steht. Ich bin dort aufgewachsen, es ist mein Zuhause. Auch wenn du im Augenblick vielleicht die Schönheit des Landes nicht erkennen kannst, sie ist für immer in meinem Herzen. Ich liebe dieses Land und es liebt mich. Dort draußen aber, in der Welt der Weißen, gibt es niemanden, der auf einen wie mich wartet. Sie mögen uns Ureinwohner nicht, die *Wasicun*, daran hat sich in mehr als 500 Jahren nichts geändert. Aber im Reservat lebt meine Familie und die braucht mich. Genau so, wie ich sie brauche. Verstehst du?«

»Hm«, sagte ich. Irgendwie konnte ich es verstehen, aber nicht nachvollziehen. Wie konnte man freiwillig an einem Ort bleiben, an dem man von vorneherein keine Chance hatte, etwas zu bewirken oder in irgendeiner Weise voranzukommen? Das wollte mir einfach nicht in den Kopf.